

- Juilland, A., Chang-Rodriguez, E. (1964): *Frequency dictionary of Spanish words*, London.
- Juilland, A., Edwards, P. M. H., Juilland, I. (1965): *Frequency dictionary of Rumanian words*, London.
- Juilland, A., Traversa, V. (1973): *Frequency dictionary of Italian words*, Den Haag.
- Lejeune, M. (1981): *Procédures soustractives dans les numérations étrusque et latine*, BSL LXXVI, S. 241–248.
- Lewicki, A., Masłowski, W., Sambor, J., Woronczak, J. (1971): *Słownictwo współczesnej publicystyki polskiej*, Warschau.
- Mažejka, N. S., Suprun, A. Ja. (1976): *Častotny sloŭnik belaruskaj movy*, Minsk.
- Mistrík, J. (1969): *Frekvencia slov v slovenčine*, Bratislava.
- Pallottino, M. (1978): *Thesaurus linguae Etruscae, I, Indice lessicale*, Rom.
- Steinfeldt, E. (nach 1962): *Dictionnaire des fréquences de mots dans la langue russe moderne*, Moskau.
- Stoltenberg, H. L. (1950): *Etruskische Sprachlehre mit vollständigem Wörterbuch*, Leverkusen.
- Strong, D. (1968): *The Early Etruscans*, New York.
- Thorndike, E. L., Lorge, I. (1944): *The Teacher's Word Book of 30,000 Words*, New York.
- Uit den Boogaart, P. C. (1975): *Woordfrequenties in geschreven en gesproken Nederlands*, Utrecht.
- Zasorina, L. N. (1977): *Častotnyj slovar' russkogo jazyka*, Moskau.

Zur gefälschten Maniosinschrift

VON RAIMUND PFISTER, München

0. Die Maniosinschrift auf der sogenannten Fibula Praenestina wird auch heute noch trotz der Fülle von Gegengründen von manchen als echt angesehen. Das Hauptargument dabei ist, ein Fälscher hätte seinerzeit die Inschrift nicht in dieser Form herstellen können. Daß dies nicht zutrifft, soll dieser Beitrag aufzeigen.

1. Zum Verständnis des Folgenden muß zunächst das Wichtigste aus der Geschichte der Fibel referiert werden, im wesentlichen nach den umfangreichen Monographien von A. E. Gordon aus dem Jahre 1975¹⁾ und von

¹⁾ Arthur E. Gordon, *The Inscribed Fibula Praenestina. Problems of Authenticity*. University of California Publications: Classical Studies, Volume 16. University of California Press, Berkeley and Los Angeles, 1975.

M. Guarducci aus dem Jahre 1980²⁾ (künftig zitiert als Gordon bzw. Guarducci). Da Gordon aufgrund der Arbeit Guarduccis teilweise zu anderen Ansichten gekommen ist, ist auch seine Rezension ihres Werkes zu beachten (*The Classical Journal* 78, 1982, 64–70).

1.1. Die Fibel wurde am 7. Januar 1887 im Deutschen Archäologischen Institut in Rom vorgestellt durch dessen zweiten Sekretär Wolfgang Helbig (1839–1915) und den Philologen Ferdinand Dümmler (1859–1896). Über die Sitzung berichtete (anonym) die Berliner Wochenschrift f. klass. Philol. vom 26. Januar 1887 (Kol. 121f.). Die Fibel stamme nach Helbig „aus einem Grab bei Praeneste, von demselben Typus wie das (1876 ausgegrabene) Grab Bernardini am gleichen Orte“, das damals ins 6. Jh. v. Chr. datiert wurde (heute 7. Jh.). Die Inschrift wurde als das älteste Denkmal in lateinischer Sprache bezeichnet. Abweichend davon behauptet Helbig in der offiziellen Veröffentlichung in den Römischen Mitteilungen 2, 1887, 37–43, ein (ungenannter) Freund (gemeint war der Antiquitätenhändler Fr. Martinetti) habe die Fibel 1871 in Palestrina gekauft, der Fundort sei unbekannt. 1889 kam die Fibel als Geschenk Martinettis an das neue Museum der Villa Giulia. Der deutsche Archäologe Georg Karo ließ 1898 drucken, die Fibel sei in der Tomba Bernardini gefunden worden. Wegen des Widerspruches gegenüber den Angaben Helbigs fragte der Direktor des prähistorischen Museums Luigi Pigorini (1842–1925) bei Karo an. Dieser schrieb zurück, Helbig habe ihm (mündlich) erlaubt, nun die Fundgeschichte zu enthüllen. Der (inzwischen verstorbene) Martinetti habe die Fibel als Diebesgut von einem (ebenfalls inzwischen verstorbenen) „caporale“ der Ausgrabungen in Palestrina gekauft; sie stamme nach dessen Angabe aus einer Tomba del Tesoro. Karo setzte dieses sonst nicht bekannte Grab der Tomba Bernardini gleich. So kam die Fibel 1901 zu den übrigen Fundstücken der Tomba Bernardini ins prähistorische Museum und blieb dort, als 1960 die Sammlung Bernardini in die Villa Giulia kam.

1.2. Die vieldiskutierte Angabe Helbigs über den „caporale“ könnte die widersprüchlichen Aussagen Helbigs aus dem Jahre 1887 erklären; er habe damals Dieb und Hehler schützen müssen. Aber der Verdacht auf eine Fälschung kam nicht nur wegen der unklaren Herkunft auf. Eine Hauptrolle spielte Giovanni Pinza (1872–1940), Privatdozent und 1925–1928 Lehrbeauftragter für Paläoethnologie an der Universität Rom. Er hatte schon 1905 wegen der schlechten Ausführung der Fibel einen vagen Verdacht auf eine moderne Fälschung geäußert. 1925 behauptet er in Band I seiner *Storia della civiltà latina* (S. 205), die Inschrift sei dem Diktat gelehrter Ausländer (dotti stranieri) zu verdanken. In einer Fußnote erklärt er, eine Person von höchster Glaubwürdigkeit habe ihm den Namen des Goldschmieds mitgeteilt, der die Fibel gefertigt habe, aber nicht den Namen dessen, der die Inschrift diktiert habe (Pinza wechselt hier vom Plural in den Singular).

1.3. Vittore Pisani hatte aus sprachlichen Gründen Zweifel an der Echtheit bekommen und besuchte deshalb Pinza am 1. Juni 1932. Dieser gab als

²⁾ Margherita Guarducci, *La cosiddetta Fibula Prenestina. Antiquari, eruditi e falsari nella Roma dell' ottocento*. *Atti della Accademia Nazionale dei Lincei* 1980, *Memorie, Classe di Scienze morali, storiche e filologiche*, ser. 8, vol. 24, fasc. 4, pp. 413–574. Rom 1980.

Gewährsmann den Goldschmied und Antiquar Augusto Castellani an, der 1914 gestorben war, nannte aber nicht die an der Fälschung Beteiligten.

1.4. Man war in der unerfreulichen Lage, die Glaubwürdigkeit Helbig's (evtl. auch Karos) einerseits und Pinzas sowie Castellani's andererseits gegeneinander abwägen zu müssen. Das ist keineswegs „wissenschaftlich und menschlich kaum verantwortbar“, wie der Archäologe Hans Jucker meint³⁾. Für den Historiker gehört die Abwägung der Glaubwürdigkeit auch von Zeugen, die sich nicht mehr verteidigen können, zum alltäglichen Handwerk. Gordon (30) hatte Helbig's „honesty“ in dieser Sache als gegeben angenommen und Pinzas Aussagen zu entkräften versucht (auch in einem Nachtrag in der Zeitschrift *Epigraphica* 40, 1978, 32–39). Inzwischen hat er Guarducci's Annahme einer Fälschung durch Martinetti und Helbig voll akzeptiert (s. o. 1).

1.5. Die insbesondere durch die Monographie Gordons als notwendig erwiesene gründliche Untersuchung der Fibel wurde auf Veranlassung Guarducci's im Vergleich mit einer echten Fibel aus der Tomba Bernardini seit 1978 in Rom von Experten vorgenommen, vor allem durch Guido Devoto vom Institut für Geologie und Paläontologie in Rom und den Kunstexperten und Restaurator Pico Cellini, deren Gutachten bei Guarducci (546ff.) abgedruckt sind. Diese kommen, vor allem auch durch die Feststellung von künstlicher Korrodierung und Patinierung, zu dem Ergebnis, daß die Fibel eine geschickte moderne Fälschung ist. Freilich hätte sich Hans Jucker „deutlichere Resultate aus dem Einsatz einer Elektronenmikroskops, eine genaue quantitative Analyse des Goldes und eine Bestimmung der Spurenelemente“ gewünscht, doch auch nach seiner Ansicht reicht das aus, was Devoto „mit verhältnismäßig einfachen Mitteln feststellte“. Jedenfalls liegt die Beweislast nunmehr bei denen, die die Echtheit der Fibel trotz der Fülle von Gegenargumenten heute noch annehmen.

2. Die Fälschung der Fibel wird hier als erwiesen vorausgesetzt. Damit ergibt sich auch die Inschrift *Manios med FheFhaked Numasioi* als Fälschung⁴⁾. Denn es ist völlig unbeweisbar und äußerst unwahrscheinlich, daß ein nie bekanntgewordenes Original dem Fälscher als Vorbild gedient hat, was als letzter Ausweg z.T. in Erwägung gezogen wurde (vgl. Gordon Anm. 108). Ein seit 1932 (vgl. Gordon Anm. 30) oft gebrachtes Argument für die Echtheit der Inschrift, das man auch heute noch hören kann, ist die Behauptung, daß ein Fälscher die Inschrift in der uns vorliegenden Form gar nicht habe konstruieren können. Dabei zeigte sich eine durch die

³⁾ Neue Zürcher Zeitung Nr. 73, 28./29. März 1981, S. 66.

⁴⁾ Guarducci (431) zitiert mich für das Jahr 1977 als Verfechter der Echtheit. Die Einleitung zu meiner Neubearbeitung von Sommers Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre Band I, die noch in Zusammenarbeit mit Sommer erstellt wurde, war 1974, als Pisani in der vierten Auflage seiner *Grammatica Latina* die Inschrift als gefälscht bezeichnete, bereits gesetzt, korrigiert und umbrochen.

Realitäten des Lebens nicht gestützte Voreingenommenheit hinsichtlich des Verhältnisses von Intelligenz und Moral: Ein Fälscher könne die notwendige Intelligenz und die vorauszusetzenden Kenntnisse nicht gehabt haben, und einem etablierten Gelehrten sei eine Fälschung nicht zuzutrauen. Ziel der folgenden Ausführungen ist es, aufzuzeigen, daß die Verfertigung der Inschrift durchaus auf den damaligen Erkenntnissen und Annahmen der Sprachwissenschaft beruht. Der Autor ist davon überzeugt, daß Helbig der Fälscher war. Aber die Person des Fälschers kann im folgenden offengelassen werden.

2.1. Schon Giacomo Lignana⁵⁾ hatte im selben Band der Römischen Mitteilungen, in dem 1887 die Fibel veröffentlicht wurde (II 139 ff.), in einem offenen Brief an Helbig geschrieben, die Inschrift mache den Eindruck einer Kombination, die nach den Resultaten der jüngsten Studien der historischen Grammatik Latiums gemacht ist. Die Inschrift könne also sehr wohl eine gelehrte („dotta“), aber junge, sehr junge Kombination sein. Er hält aber auch oskische Herkunft für möglich. Dieser offene Brief wurde nie beantwortet. Er wurde noch 1889 von J. Martha zitiert, verschwand aber dann aus der Diskussion.

3. Zunächst sei das Vorgehen des Fälschers an den einzelnen Wörtern aufgezeigt:

3.1. *Manios* (Vorname, später auch Gentilname) zu *manus* ‘gut’ ist wohl als Anklang an das *duenos* = *bonus* der Duenosinschrift gewählt und paßt in das Bestreben, diese Inschrift an Alter deutlich zu übertrumpfen (*bonum antiqui dicebant manum* Varro ll. 6, 4).

3.2. *med* ist aus der Duenosinschrift übernommen.

3.3. *Numasioi* (in dieser Form singular) erinnert an den König *Numa* und bringt gegenüber *Numerius* die Form vor dem Eintreten des Rhotazismus. Die Schwierigkeiten, die *Numisius* und *Numesius* mit intervokalischem *s* W. Schulze (Z. Gesch. lat. Eigennamen 198) bereiteten, brauchten den Fälscher nicht zu stören. Für die Dativendung *-oi*, die später dazu geführt hat, der Inschrift den lateinischen Charakter abzusprechen, brauchte der Fälscher nicht die von Guarducci (453) angeführte Stelle aus Marius Victorinus (VI 11, 13 ff. K.) heranzuziehen. Es war damals allgemeine Lehre, daß der Dat. Sing. der o-Stämme im Lateinischen einst auf *-oi* ausging⁶⁾.

⁵⁾ Nach Gordon (4) Professor der Linguistik in Rom, nach Guarducci (420) Professor der Philologie in Neapel und später der Linguistik in Rom.

⁶⁾ Fr. Bücheler - J. Windekilde, Grundriß der lat. Deklination, Bonn 1879, 106; Fr. Neue, Formenlehre der lat. Sprache II, ²Berlin 1875, 29; W. Corssen,

3.4. *FheFhaked*.

3.4.1. Die Reduplikation: Guarducci schreibt (453), das reduplierte Perfekt sei allen Erforschern der lateinischen Sprache als befremdend („strano“) erschienen. Das gilt nicht für das Jahr 1887. Damals war noch fast allgemeine Lehre, das Perfekt *feci* sei aus einer reduplizierten Form entstanden⁷⁾. Daß der Fälscher hier einer Lehre der lateinischen Sprachwissenschaft folgte, hat Pisani schon 1973 in einem Brief festgestellt (Gordon 15f.) und Paideia 1978, 37 wiederholt. Er verwies auf A. Fabretti, *Corpus Inscriptionum Italicarum* (1867) 455, wo die allgemeine Lehre „*feci pro fefeci*“ gebracht wird. Das ist nicht, wie Guarducci (456) meint, allzu gesucht („troppo ricercata“), sondern trifft den Kern der Sache. Der Fälscher wollte das *feced* (*feked*?) der Duenosinschrift durch etwas Älteres übertreffen. Allerdings hat er dabei übersehen, daß Bartholomae (KZ 27, 1885, 355) *fecit* an das nicht-reduplierte *ἔθηκε* angeschlossen hat, und nicht geahnt, daß das später allgemeine Lehre werden wird. Schon im Jahre nach der Fälschung hat H. Schweizer-Sidler in seiner Grammatik der lat. Sprache (Halle 1888) *feci* und *ieci* als alte Aoriste bezeichnet. Nunmehr konnte *FheFhaked* nicht mehr als Vorform von *feci* gelten, und die Gelehrten mußten es anderweitig erklären (Doppelform oder Dialektform).

3.4.2. Für das ungeschwächte *a* (vgl. *Numasioi*) konnte der Fälscher auch die oskischen Formen *fefacid* und *fefacust* heranziehen.

3.4.3. *-ked*: Die Endung *-ed* ist aus der Duenosinschrift übernommen. Dort ist in *feced* nach Annahme der meisten Herausgeber *c* aus *k* verbessert, doch bleibt die Lesung unsicher nach der gründlichen Untersuchung durch Gordon, *California Studies in Classical Antiquity* 8, 1976, 61. Der Fälscher wollte mit *k* wohl eine ältere Schreibung treffen. Die bekannte Schreibregel *ka, ce, ci, qo, qu* wurde

Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lat. Sprache I, ²Leipzig 1868, 629. Der Fälscher konnte das *-oi* sogar schon am Gymnasium gelernt haben. In der Lat. Sprachlehre von Ferdinand Schultz (¹Paderborn 1848) finde ich in der mir zugänglichen 7. Auflage 1871 S. 29 eine Tabelle mit der „ursprünglichen“ Form *-oi*.

⁷⁾ So W. Corssen, *Kritische Beiträge zur lat. Formenlehre*, Leipzig 1863, 530 (mit Berufung auf Bopp, Ad. Kuhn und G. Curtius); Neue Formenlehre II² 500; die Anm. 6 genannte Grammatik von Ferdinand Schultz 119; Freund, *Triennium philologicum* II, ²Leipzig 1880, 276. Auch Wilhelm Schulze berichtete im Jahre 1924 (Kl. Schr. 248) über die von G. Curtius im Kolleg vertretene Annahme, daß *fecit* aus *fefaked* entstanden sei.

damals entsprechend der Lehre Fr. Ritschls (der ein Lehrer Helbig war) als spätere Regelung des Dichters Accius angesehen (Opusc. IV 492). Zu vergleichen ist *Keri* (Gen. zu *Cerus*) *pocolom* aus Volci (Diehl 137).

3.4.4. FH = *f*.

Zu fragen ist schließlich, wie der Fälscher zu der Schreibung FH für den Laut *f* kommen konnte. Diese Schreibung galt, als sich die Zweifel an der Echtheit immer mehr verstärkten, als der Hauptbeweis für die Echtheit der Inschrift. Kein Fälscher habe vorausahnen können, daß kurze Zeit später FH (transskribiert *vh*) für den Laut *f* im Venetischen und Etruskischen entdeckt werden würde (Deecke 1888, Lattes 1890, Pauli 1891 — Belege bei Gordon 52–58). Bei der Lektüre dieser Veröffentlichungen kann tatsächlich der Eindruck entstehen, daß die Fibelinschrift den „Schlüssel“ für ein bisher nicht gelöstes oder gar nicht gesehenes Problem geliefert habe. Doch hält es Gordon (56) für möglich, daß schon in den Jahren vor 1887 in Italien über den Lautwert von FH diskutiert wurde. Dafür gibt es einige bisher nicht beachtete Belege.

3.4.4.1. Zunächst eine Vorbemerkung zur Transskription: Die Inschrift schreibt linksläufig (wie die Duenosinschrift) FH, dabei ist das H oben und unten durch einen Querstrich geschlossen wie in alten griechischen Alphabeten und im oskischen, faliskischen und etruskischen Alphabet. Das griechische Digamma *Ϝ* diente im Etruskischen, Oskischen, Umbrischen und Venetischen zur Bezeichnung des konsonantischen *u* (oder einer stimmhaften Spirans — genaueres läßt sich kaum sagen). Im Lateinischen entspricht dem Digamma ein V (das gleichzeitig den Vokal *u* bezeichnet); z. B. entspricht dem etrusk. FETNA lat. *Vetina*. Bei der Transskription der oben genannten Sprachen wird (wie schon von den alten Römern) allgemein für das Digamma *Ϝ* die Schreibung *v* benützt. Dem schließen sich manche Gelehrte auch für unsere Inschrift an und schreiben *vhevoked* (wobei man nicht an den Buchstaben V denken darf). Wer *fhevoked* schreibt, hält sich an das Lateinische, wo das Digamma *Ϝ* zur Schreibung des stimmlosen Spiranten *f* benützt wird. Zur Vermeidung von Mißverständnissen umschreibe ich hier mit dem griechischen Digamma *Ϝ*.

3.4.4.2. Wie bei den übrigen Teilen der Inschrift muß auch bei FH überlegt werden, von welchen Voraussetzungen der Fälscher ausging und wie er zu seiner Lösung kommen konnte. Der aus der Stammbaumtheorie der indogermanischen Sprachwissenschaft stam-

mende, damals unangefochtene Begriff des „Uritalischen“ war auf die Schrift übertragen worden, und man suchte nach einem „uritalischen“ Alphabet. Ein solches Alphabet (allerdings ohne FH) brachte Deecke bei Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums I 53 (1885) aufgrund der Annahme, daß im wesentlichen alle italischen Alphabete von einem wohl schon gegen 550 v. Chr. an der mittleren Westküste Italiens, vielleicht von Kumä aus, verbreiteten chalkidischen Alphabet stammen. Dümmler (s. o. 1.1) Röm. Mitt. 2, 40–43 sieht in FH „la forma originaria italica“. Mag er nun ein Mitwisser oder, wie Gordon vermutet, ein unschuldiger Betrogener gewesen sein, in beiden Fällen trifft er damit die Absicht des Fälschers. Dieser konnte — eine „spiritosa invenzione“ (Pisani) ist das FH auf jeden Fall — sogar auf dem methodischen Wege der Rekonstruktion auf sein „uritalisches“ FH gekommen sein. In der Lautlehre hatte 1868 Ascoli z. B. *rufus* und *ruber* durch die Rekonstruktion eines uritalischen *ph* vereinigt. Hier war die Aufgabe, ein Zeichen zu finden, aus dem sich sowohl lat. F (= f) wie etrusk. 8 (= f) ableiten lassen. Das konnte das zusammengesetzte FH sein.

3.4.4.3. Voraussetzung für diese Lösung war die Entstehung des 8 aus H. Diese Entstehung (aus den zwei Quadranten des geschlossenen H werden Kreise) war schon 1885 (Baumeister I 54) von Deecke vermutet worden und im gleichen Jahre auch von Pauli, Altit. Fo. I 60, wobei dieser keinen Zusammenhang mit venetisch *vh*, für das er 49f. über ein Dutzend Beispiele gibt, herstellt. Eine eingehendere Erörterung geben weder Deecke (der bei Baumeister im Raum beengt war) noch Pauli. Sie könnten zu ihrer Annahme auch durch den damals schon gut bekannten Wechsel *hastia*/*fastia* usw. gekommen sein. Doch bemerkenswert ist eine Auseinandersetzung zwischen Deecke und Dümmler. In der ersten Veröffentlichung in der Wochenschrift f. klass. Phil. (s. o. 1.1) heißt es: „8 könnte aus dem zweiten Bestandteil der Zusammensetzung FH abgeleitet sein“. Das ist anscheinend der erste Beleg für diese auch in die Handbücher eingegangene (von Sommer später aufgebene) Lehre. Er spricht übrigens auch gegen die Ansicht Guarduccis (457), für den Fälscher sei es nicht notwendig gewesen, im Etruskischen oder im Venetischen nachzuforschen. Unmittelbar danach (16.2. 1887) schreibt Deecke in derselben Zeitschrift col. 220, daß der Ursprung des 8 aus H von ihm schon lange vermutet sei, leider wiederum, ohne auf das FH einzugehen. In den Röm. Mitt. 2, 1887, 40ff. schreibt Dümmler: „Ammettendo FH come la forma originaria

italica, si spiega anche il nuovo segno dell'altro gruppo 8 come differenziato della seconda parte del segno composto, come aveva già sospettato Deecke (Baumeister).“ In einem Nachtrag bemerkt Dümmler zu der Feststellung vom 16.2. (s.o.), der (nicht von ihm verfaßte) Auszug aus seinem Vortrag habe nur die Inschrift zugänglich machen wollen und die Zitierung von Literatur unterlassen. „Ora ognuno vede che io conoscendo l'ipotesi del Deecke era ben lontano dal volerla appropriare“. Leider ist der Text Dümmlers nicht eindeutig. Die Hypothese Deeckes könnte sich auf das zusammengesetzte Zeichen beziehen (was der unbefangene Leser wohl zunächst vermuten würde) oder auf ein isoliertes H (was der Reklamation Deeckes viel von ihrer Berechtigung nehmen würde). Jedenfalls steht die gewählte Schreibung FH in Zusammenhang mit der aktuellen Diskussion um etrusk. H und 8. Wenn der sachkundige Zeitgenosse Lignana (s.o. 2.1) den Verdacht auf eine „molto recente combinazione“ hegt, so bezieht sich das wohl in erster Linie auf das FH.

3.4.4.4. Oben (3.4.4.2) wurde die Rekonstruktion eines „uritalischen“ FH als für einen gelehrten Fälscher nicht unmöglich aufgewiesen. Wahrscheinlicher ist eine — durch theoretische Überlegungen geförderte — Auswertung von Inschriften. Besonders auffällig ist die etruskische Inschrift aus Kapua CII app. 934 (Firenze 1880) *mi numisives vhelmus* (geschrieben FH!) aus dem 6. Jh. v. Chr. Sie wurde 1879 in den Notizie degli Scavi (19) von Sogliana und auch (unzulänglich) im Bullettino des Istituto di Corrispondenza Archeologica (157) veröffentlicht (muß also auch über den Schreibtisch Helbig's gelaufen sein). Auffallend ist, daß hier sowohl ein Vorbild für *Numasios* (freilich neben einem Dutzend anderer) wie auch für FH = f vorliegt. Letzteres wurde von den Herausgebern freilich nicht erkannt; Gammurini im CII übernimmt die verfehltete Deutung von Sogliana *Mi(nius) Numisius V(ibii filius) Helmus*. Aber sobald die Aufmerksamkeit auf H und F gelenkt war, war es nicht schwierig, den Namen *vhelmus* auch vor Pauli Altit. Fo. 3 (Lpzg. 1891) 102 mit dem aus Volterra damals schon bekannten Namensstamm *felmu* (Müller-Deecke, Die Etrusker I 487) zu identifizieren.

3.4.4.5. Guarduccis Ausführungen geben noch Anlaß zu einigen Bemerkungen. Sie will (457) für die Erfindung des FH unter Beiseitlassung des Etruskischen und des Venetischen (s. 3.4.4.3) beim Fälscher die Kenntnis zweier Grammatikerstellen annehmen: Priscian (II p. 11 K.): *F apud antiquissimos Latinorum eandem vim quam apud Aeolos habuit* und Annaeus Cornutus (VII p. 148 K.):

Est quaedam littera . . . digamma, wo alte Schreibungen (*antiqui nostri*) *Fotum*, *Firgo* behauptet werden. Diese Stellen sind von Bücheler (Rh. M. 42, 1887, 319) in Hinblick auf die Fibel in die Diskussion gebracht worden; er vermutet eine theoretische Deduktion. Doch 1949 entdeckte man bei der Reinigung einer Silbervase aus der Tomba Bernardini (7. Jh.) die linksläufige Inschrift FETUSIA. Die Erklärung (lateinisch oder etruskisch?) ist umstritten (Lit. bei Gordon Anm. 43 und Guarducci 446); jedenfalls liegt die Zuordnung zu lat. *Veturius*, *Veturia* nahe. Dann wäre das ein Beleg dafür, daß auch in Latium ursprünglich für ein späteres Vau F geschrieben wurde und folglich F für den Laut *f* nicht geeignet war (den ersten Beleg für F = *f* gibt die Duenosinschrift, die Foruminschrift hat kein Beispiel). Guarducci meint nun, dem Fälscher mußte als das einzig mögliche Aushilfsmittel erscheinen, dem F das Zeichen des Spiritus asper hinzuzufügen. Das erscheint mir weniger wahrscheinlich als die 3. 4. 4. 2 gebrachten Überlegungen und die schlichte Nachahmung des *vhelmus* aus Kapua (3. 4. 4. 4).

3. 4. 5. Die Interpunktion

Die einzelnen Wörter der Inschrift sind durch einen Doppelpunkt (:) getrennt; außerdem wird die Reduplikationssilbe *Fhe* durch drei übereinanderstehende Punkte von *Fhaked* abgetrennt. Weiter hat eine genaue Untersuchung ergeben, daß ursprünglich auch die zweite Silbe FHE: (oder FHF:) geschrieben war und dann in FHA unter Tilgung der Interpunktion korrigiert wurde (Guarducci 495). Das zeigt eine Unsicherheit des Schreibers hinsichtlich der Interpunktion. Da schon die antiken Schreiber bei der Interpunktion vielfach nicht konsequent waren, auf die Lesungen der Epigraphiker oft kein Verlaß ist (Gordon Anm. 69) und ausreichend Darstellungen fehlen⁸⁾, kann hier die Interpunktion nicht in einen Gesamtzusammenhang gestellt werden und ist es auch nicht möglich, so wie bisher dem Fälscher „in die Werkstatt zu schauen“.

3. 4. 5. 1. Zur Interpunktion durch : meint Guarducci (456), der Fälscher habe ein „etruskisierendes Element“ hereinbringen wollen. Das ist nicht auszuschließen; doch hätte ein kundiger Fälscher dann besser ohne Worttrennung geschrieben. Denn schon seit W. Corssen

⁸⁾ Gordon Anm. 70 berichtet, daß Ida Calabi Limentani in ihrer *Epigrafia latina* (3. Milano 1974) S. 149 für archaische Inschriften „due o tre puntini allineati in verticale“ als Interpunktionen angibt, aber als Beispiel nur unsere Fibel nennt. Dieselbe Angabe, aber ohne jeden Beleg finde ich bei Ernst Meyer, Einführung in die lateinische Epigraphik, Darmstadt 1973, 36.

(Die Sprache der Etrusker I, 1874, 42 ff.) war bekannt, daß auf den ältesten etruskischen Inschriften die Schreibung ohne Worttrennung bei weitem vorherrscht. Was den Fälscher bewogen haben mag, gegenüber der fortlaufenden Schreibung der Duenosinschrift (die sich jetzt auch auf dem Lapis Satricanus gefunden hat) eine Interpunktion durchzuführen, bleibt mir dunkel. Neben etruskischen können auch italische Inschriften (z. B. die Tabulae Iguvinae) Vorbild gewesen sein. Argumentationen sowohl für als auch gegen die Echtheit der Inschrift aufgrund der Interpunktion durch : sind denkbar, bleiben aber bloße Spekulation. Wir wissen nicht einmal, ob die Duenosinschrift — die Datierungen schwanken zwischen dem 7. und dem 4. Jh. v. Chr.⁹⁾ — älter oder jünger ist als die teilweise mit drei Punkten interpungierte Foruminschrift.

3.4.5.2. Eingehender zu besprechen ist dagegen die Interpungierung durch drei Punkte nach der Reduplikationssilbe. Denn diese Interpungierung gilt für manche auch heute als Argument für die Echtheit der Inschrift, wobei sie sich auf ein ebenso interpungiertes *pe para[i]* der faliskischen Ceresinschrift (Vetter Hb. Nr. 241) berufen. Diese Inschrift wurde 1889 auf einer in viele Stücke zerbrochenen Vase gefunden. Daß der Fälscher sie gesehen hat, ist auszuschließen, zumal die Vase erst 1908 nach erfolgter Restaurierung der Forschung zugänglich wurde. **peparai* galt schon vor der Erschließung der Ceresinschrift als die zu rekonstruierende Vorform von lat. *peperi*. G. Herbig glaubte nun, daß diese Vorform in der Ceresinschrift zu finden sei; für die auffallende Interpunktion nach der Reduplikationssilbe verwies er auf die Maniosinschrift (IF 32, 1913, 74 ff.). Diese Deutung ist, wenn man sich auf die Betrachtung der isolierten Form beschränkt, so einleuchtend, daß sie in die Handbücher eingegangen ist (Leumann, Walde-Hofmann, Ernout-Meillet, Pisani) und zum oft sogenannten „gesicherten Bestand der wissenschaftlichen Erkenntnis“ zu gehören scheint. Doch wenn man sich die gesamte Inschrift in den Editionen und die verschiedenen Erklärungsversuche ansieht, wird man höchstens mit G. Radke (Gl. 43, 1965, 132 ff.), der eine sehr desillusionierende Überprüfung am Original vornehmen konnte, die Form „für einigermaßen wahrscheinlich“ halten. — Im einzelnen ist zu beachten:

3.4.5.2.1. Von dem [i] ist nach Radke „nicht die geringste Spur zu sehen“. Außerdem folgt auf das [i] vor dem (einigermaßen) sicheren Wort *douiad* noch der Raum für zwei weitere Buchstaben,

⁹⁾ Gordon, *California Studies in Classical Antiquity* vol. 8, 1976, 54.

was keine einleuchtende Erklärung gefunden hat. Thulin (RhM. NF 63, 1908, 259), der schon vor Herbig in dem *pe* eine Reduplikationssilbe sah (ebenfalls mit einem Verweis auf die Maniosinschrift), vermutete deshalb irgendeine längere Verbalform.

3.4.5.2.2. Der Satz, in dem das *peparai* stehen soll, ist für uns nicht übersetzbar. Die Erklärungsversuche geben verschiedene Übersetzungen für diese Form. Herbig's Übersetzung „ich habe (ein Geldopfer) dargebracht“ wird heute mit Recht nicht mehr akzeptiert.

3.4.5.2.3. Nach Radke (a. O.) ließe sich das *pe* anders denn als Reduplikationssilbe erklären. Doch ist die auch von Guarducci (45) zitierte Erklärung von E. Peruzzi (Maia 16, 1964, 164 ff.) als *pe* = *per* (wie im Oskischen), die schon Herbig ausgeschlossen hatte, nicht hinreichend überzeugend.

3.4.5.2.4. Die Ceresinschrift trennt die Wörter nur teilweise ab und dann stets durch drei Punkte¹⁰). Es besteht also nicht wie in der Maniosinschrift ein Unterschied zwischen der Worttrennung und der Abtrennung der Reduplikationssilbe. Wann die Wörter durch Interpunktion getrennt werden und wann nicht, ist nicht hinreichend untersucht; die Nachprüfung am Original wäre dazu erforderlich. Es scheint einiges dafür zu sprechen, daß metrische Kola durch Interpunktion abgeschlossen werden. Auffallend ist, daß am Schluß der Inschrift, wo kein zu trennendes Wort folgt, bei Vetter S. 280 zwar nicht im Text, aber im Kommentar eine Interpunktion steht, die auch Radke gesehen hat. Dieser hat bei seiner Autopsie (zu seiner großen Enttäuschung) festgestellt, daß auf die (vom CIE z. T. abweichenden) Lesungen Veters bei Buchstaben und Interpunktionen nicht durchgehend Verlaß ist und, was besonders bedenklich ist, eine moderne Hand sich an der Inschrift zu schaffen machte — wie ich vermute, bei der Restauration¹¹). So ist nicht einmal auszuschließen, daß dieser „Verfälscher“, durch das *FheFhaked* beeinflusst, die drei Punkte vor und nach dem *pe* zu sehen

¹⁰) Vgl. V. Pisani, *Le lingue dell' Italia antica oltre il latino*, ²Torino 1964, Nr. 151. Die davon abweichenden Angaben bei E. Vetter, *Handbuch der italischen Dialekte I*, Heidelberg 1953, Nr. 241, insbesondere die Widersprüche zwischen Text und Kommentar, sind wohl auf einen vergeblich gebliebenen Kampf mit dem Setzer zurückzuführen, zeigen aber auch, wie unzuverlässig die Interpunktionsangaben in Editionen sein können.

¹¹) Es gibt nicht wenige etruskische Inschriften, bei denen sich ein wohlmeinender Restaurator um Erzielung besserer Lesbarkeit (vor allem durch Rotfärbung) bemüht und dabei Fehler hereingebracht hat.

glaubte und „nachgebessert“ hat¹²). Auch Radke gibt diese Punkte als seine Lesung an. Doch in der jüngsten Behandlung der Inschrift durch G. Giacomelli in *Popoli e civiltà dell'Italia Antica* Band VI (Rom 1978) 525 fehlen diese Punkte und wird fortlaufend geschrieben. Man könnte vermuten, daß hierdurch für die künftige Forschung verschiedene Erklärungsmöglichkeiten offengehalten werden sollen, da das durch die Maniosinschrift gegebene Präjudiz weggefallen ist. — Ein Beitrag zur Erklärung der Ceresinschrift (sie wird noch lange unübersetzbar bleiben) soll hier nicht gegeben werden; eine gründlichere Untersuchung fällt dem zu, der mit dem *peparai* die Echtheit der Maniosinschrift beweisen will.

3.4.5.2.5. Wie der Fälscher (oder der Graveur) der Maniosinschrift zu den drei Punkten nach der Reduplikationssilbe *Fhe* gekommen ist, dafür kann hier kein schlüssiger Nachweis beigebracht werden. Daß in altlateinischen wie in oskischen Inschriften vereinzelt der dreifache Punkt vorkommt, war damals bekannt (W. Corssen, *Sprache d. Etrusker* I 44f.). Die Punkte halbieren die Inschrift fast genau: 14 + 15 Buchstaben und Interpunktionen. Die Hälfte der zu beschreibenden Oberfläche war aber weiter links hinter dem zweiten H; sie war möglicherweise durch einen Strich als Anhaltspunkt für den Graveur markiert gewesen (Gordon 18).

3.4.5.2.5.1. Jedenfalls ist in *FheFhaked* korrigiert worden (s. 3.4.5). Nach R. Mehringer (IF 16, 1904, 102ff.) kam der Graveur mit der reduplizierten Form, die ein oskisch sprechender Besteller gab, nicht zurecht. Heute könnte man das so variieren, daß der Graveur mit dem Diktat, das nach Pinza der „gelehrte Ausländer“ gab (s. 1.2), nicht zurecht kam¹³).

3.4.5.2.5.2. Auch der Gedanke an ein rhythmisches Lesezeichen erscheint mir nicht ganz abwegig. Denn daß der Fälscher auf Klang und Rhythmus seiner Inschrift geachtet hat, scheint mir unverkennbar. Es paßt das auch durchaus in die Zeit der 80er Jahre, in denen Bücheler metrische Untersuchungen an Inschriften anstellte wie 1881 (RhM 36, 244) an der Duenosinschrift. Der Fälscher, der mit der Lehre von der Vokalabschwächung durch Anfangsbetonung gut

¹²) H. Hoenigswald, der über die Interpunktion in etruskischen Inschriften nach deren Wiedergaben im CIE gearbeitet hat, schrieb am 24. 1. 1975 an Gordon (s. dort Anm. 69): „I became altogether disillusioned about the reliability of those readings, esp. on porous surfaces“, eine Beobachtung, die jeder bestätigen wird, der an originalen Inschriften gearbeitet hat.

¹³) Guarducci will jetzt mit graphologischen Untersuchungen Helbig selbst als den Graveur erweisen, s. Gordon, *The Classical Journal* 78, 1982, 70.

vertraut war, wollte — das zeigt die Korrektur des Stammvokals in das ungeschwächte kurze a — die Reduplikationssilbe betont haben und nicht etwa ein *fefēcit* wie bei Corssen (Spr. d. Etr. II 461). Durch eine kleine Pause nach dem *Fhe-* wird dessen Betonung gesichert (und auch die Zweiteilung des altrömischen *carmen* — vgl. auch *Novios Plautios med Romai fecid* auf der ficoronischen Cista — wenigstens andeutungsweise erreicht). Ich glaube auch, daß der Fälscher eine Anfangsbetonung in *Numasioi* im Sinne hatte.

4. Bei einer Gesamtwürdigung der gefälschten Inschrift darf der Scharfsinn des (oder der) fälschenden Gelehrten weder unter- noch überschätzt werden. Erzielt werden sollte die älteste lateinische Inschrift — als solche wurde sie auch veröffentlicht —, und sie sollte auch verständlich sein. Zunächst wurde das Ziel erreicht. Der eiligst verständigte Theodor Mommsen schrieb am 13.1.1887 an Wilamowitz: „das ist wirklich uraltes Latein, und glücklicherweise verständlich . . .“ (Gordon 29). Aber später erwies sich beides als fragwürdig. Namhafte Forscher haben die Sprache als einen osko-umbrischen, vielleicht äquischen Dialekt oder als nicht „lateinisch“, sondern „latinisch“ bezeichnet. Auch das Verständnis der Inschrift ging später weit auseinander. Gemeint war offenbar: „Manios hat mich für Numasios gemacht“. Aber der Text ist, worauf besonders Pisani hingewiesen hat (Gordon 16), ohne genaue Parallele. So wurde denn auch später z. T. Manios nicht als der Künstler, sondern als der Besteller und Numasios als Gottheit angesehen und das Verbum als „ließ mich machen“ oder „opferte“ erklärt (Gordon, 17, 20).

4.1. Sprache und Inhalt der Inschrift sind im allgemeinen für die Forschung ohne erhebliche Bedeutung; die Grammatiken müssen nach der Aufdeckung der Fälschung kaum „umgeschrieben“ werden. Folgeschwer war jedoch die Schreibung FH. Sie hat zwar durch etruskische und venetische Befunde zunächst eine gewisse Bestätigung erfahren, aber für die lateinische (oder eine latinische) Sprache haben die seitdem verstrichenen fast hundert Jahre keinen weiteren Beleg erbracht. Jedoch in der kaum mehr überschaubaren Fülle der Literatur über die Herkunft des lateinischen Alphabets werden weitgehende Folgerungen aus diesem für Latium singulären FH gezogen, die auch in die Handbücher eingegangen sind: Die alte lateinische Schreibung für *f* sei FH. Durch Weglassung des H sei F entstanden, während das alte Digamma nunmehr durch V bezeichnet wurde. Leumann, Lat. Grammatik I 4, zieht daraus den Schluß,

daß die Römer im 7. Jh. ihr Alphabet von den Etruskern übernommen haben. Vorsichtiger und ohne die Schlußfolgerung Leumanns sind die Formulierungen bei Sommer-Pfister, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre I⁴ 29, (die natürlich ebenfalls korrigiert werden müssen). Ein Beweis für die Herkunft des lateinischen Alphabets ist hier nicht mehr zu holen¹⁴⁾.

5. Schlußbemerkung: Es kam mir hier nur darauf an, deutlicher, als das bisher geschehen war, zu zeigen, daß, wie schon Lignana gleich nach dem Erscheinen der Inschrift gesehen hat, die Fälschung der Inschrift einem gelehrten Forscher der damaligen Zeit entsprechend dem Stand der Sprachwissenschaft durchaus möglich war. Jedenfalls kann der Text nicht mehr für die Forschung verwertet werden. Daß Helbig der Fälscher war, bezweifle ich nicht. Es zu beweisen, liegt nicht im Interessenbereich des Sprachwissenschaftlers, und ich will hier zu den Ausführungen Guarduccis nicht Stellung nehmen. Mehr Gedanken mache ich mir über Dümmler. War er, wie Gordon (*The Classical Journal* 78, 1982, 64) meint, so gutgläubig, daß er nichts gemerkt hat? Oder wollte der 28jährige nicht durch einen Affront gegenüber dem mächtigen 48jährigen Helbig seine Karriere verderben, wie es später Pinza ergangen ist? Was Helbig betrifft, so fragt sich, was seiner Ehre mehr Eintrag tut, die Tatsache, daß er in grandioser Weise mit fast hundertjähriger Wirkung eine große Zahl von Gelehrten (mich selbst nicht ausgenommen) hereingelegt hat, oder die unwahrscheinliche Alternative, daß er, mit der Fälscherszene der damaligen Zeit vertraut wie kaum ein anderer, sich hat hereinlegen lassen? Und was wiegt schwerer, die Tatsache, daß er die Wissenschaft getäuscht hat, oder die, daß er ihr eine offenbar sehr notwendige Lehre gegeben hat, nicht scheinbar noch so Gesichertes ungeprüft zu übernehmen?

¹⁴⁾ Eine eingehende Forschungsgeschichte gab Gordon, *On the Origins of the Latin Alphabet: Modern Views*, *California Studies in Classical Antiquity* 2, 1969, 157–170 (dort 160 zum FH der Maniosinschrift, die er damals noch für echt hielt). Leider hat er die mir am einleuchtendsten erscheinende Lösung von E. Hermann, *NGG* 1929, 215ff., übersehen, die nicht auf ein striktes entweder von „den Griechen“ oder von „den Etruskern“ abgestellt ist, sondern den Schöpfer der lateinischen Schrift unter des Griechischen kundigen Schreibern Südetruriens sucht. In einem letztlich auf die Romantik zurückgehenden Denkschema werden fast stets nationale Kollektive als Geber oder Empfänger von Schriften angesehen, während hier doch kosmopolitisch gebildete Schreiber oder Schreibrschulmeister am Werke waren.